

Ulrich Rüdener

# Abseits

Roman

BERENBERG

*Sometimes I feel like a motherless child,  
Sometimes I feel like a motherless child,  
Sometimes I feel like a motherless child,  
A long way from home, a long way from home.*

Spiritual

*Ich mache meinen Gang;  
der führt ein Stückchen weit  
und heim; dann ohne Klang  
und Wort bin ich beiseit.*

Robert Walser

Bang saß er in der Bank und blickte hinauf zum Kreuz. Unheimlich schien ihm das. Er verstand nicht, was der Pfarrer redete, obwohl die Stimme dröhnend war und im Kirchenschiff eindrucksvoll hallte. Nichts von dem, was gesagt wurde, konnte er begreifen. Einzelne Worte, ja. Aber keinen Sinn. Dass es auf den Sinn nicht ankam, sondern auf das Dröhnen und den Wiederhall, das ahnte er womöglich. Es war, als sollte er um den Verstand gebracht werden mit diesem Brausen, monoton und laut, und alle anderen im heiligen Gemäuer eingeschlossenen Sünder senkten den Blick, aber er war ganz benommen und schaute sich hilflos um. Das Kreuz, die donnernde Stimme. Und dann setzte die Orgel ein, die alles mit sich reißenden Akkorde, was für ein gellendes Getöse. *Großer Gott, wir loben dich; Herr, wir preisen deine Stärke.* Nun war ihm gleich noch banger geworden, und noch gebannter saß er da. *Bist vom hohen Himmelsthron zu uns auf die Welt gekommen, hast uns Gottes Gnad gebracht, von der Sünd uns frei gemacht.* Und obwohl er all das, dieses ganze heilige Spektakel, ja nicht zum ersten Mal erlebte, war es ihm doch jedes und auch dieses Mal so, als hätte er es noch nie am eigenen Leib erfahren. *Rett aus Sünden, rett aus Tod, sei uns gnädig, Herre Gott. Herr, erbarm, erbarme dich.* Als alle ausgesungen hat-

ten und auch das letzte vibrierende Orgelpfeifen von den dicken Mauern aufgesogen war, wurde es totenstill. Für einen kurzen Moment. Still. Dann. Das Wort, das nun ins Schiff geschleudert wurde und in den Bänken hängen blieb: Furcht und Demut und Gnade und Erbarmen und Licht. Die tosenden Orgelklänge wieder, der Weihrauchnebel. Und kalt war es, obwohl die Eisheiligen schon wieder fortgezogen waren. Ihn fror es immer, aber besonders hier, und er dachte, dass es etwas bedeuten musste, seine Verfrorenheit. Vielleicht loderte das Feuer des Glaubens nicht stark genug in ihm. Vielleicht war Kälte in ihm, wo er doch eine Wärme spüren sollte.

Dann ging es hinaus auf den Kirchhof, wo alle versammelt waren in Familienbastionen. Die kleinen Kinder tobten um die großen herum, die schon so Mienen machten wie ihre Alten. Das dumme Entsetzen stand ihnen ins Gesicht geschrieben, tief eingepägt, weil es ja immer so weitergehen würde, das Leben. Alle, die sie nach dem Gottesdienst auf den Handschlag des Pfarrers warteten und einander einen schönen Sonntag wünschten, waren sie Bauern. Nur der Lehrer am Ort stand mit den Seinen etwas beiseite, der Arzt war auch einer der Randsteher, er wohnte zwar im Dorf, die Praxis aber betrieb er in der Stadt. Die Linde ragte aus der Mitte des Platzes, Bänke ringsum, darauf die Frauen aus dem letzten Jahrhundert. Eine, die alle Lisbeth riefen, stammte noch aus dem Jahr der Reichsgründung. Sie war die Munterste, obwohl sie gewiss die Ältteste war an diesem Sonntagmorgen, aber manche, die viel weniger erlebt hatten als diese Lisbeth, hatte der letzte Krieg und was danach gekommen war schon vor der Zeit zu Greisen gemacht. Und so flirrend war das

alles, was dort zu sehen war, und die Geräusche wie aus einer anderen Welt, von fernher.

Er hatte – wissend, dass er sich damit einer Todsünde schuldig machte – die Hostie noch im verschlossenen Mund, verborgen unter der Zunge. *Großer Gott*. Es war seltsam, aus irgendeinem Grund hatte er sie nicht hinunterschlucken können. Inzwischen war sie schon ganz breiig geworden, aber er spürte sie noch. Langsam löste sie sich am Mundboden auf, es war angenehm süß und ekelhaft auch. Sie klebte nun regelrecht fest, vielleicht würde er sie nie mehr loswerden. Am liebsten hätte er ausgespuckt, das traute er sich nicht, und es wäre vielleicht gar nicht mehr gegangen, so zäh klebte sie ihm unter der Zunge. Vor wenigen Wochen erst hatte er die heilige Kommunion zum ersten Mal empfangen, und schon da war es ihm unheimlich gewesen, nicht ein Stück Brot, sondern den wahren Leib Christi in sich aufnehmen zu müssen. Lisbeth saß unter der Linde, sie schaute zu ihm herüber, lächelte ihn an, und das kam selten vor, dass sie lächelte, dazu noch ohne Grund. Dass jemand ihn anlächelte, war noch rarer. Natürlich nur, weil sie nichts von seinem Frevel wusste. Hätte sie es gewusst, wäre sie von der Bank gerutscht und auch nicht mehr aufgestanden, getroffen von einem himmlischen Blitz. Der Pfarrer drehte seine Runde und wechselte mit jedem ein paar Worte. Die Bauern standen stramm in ihren zu engen Anzügen. Die Bäuerinnen in ihren Sonntagskleidern blickten demütig vor sich hin. Die kleinen Kinder drängelten sich nun hinter den ausladenden Hintern der Mütter, Gesichter in Rockfalten verborgen. Die größeren gaben Pfötchen. Und er, er stand da mit seinem Geheimnis unter der Zunge und

wäre zu alt gewesen, seine Nase in den groben Stoff eines Kleides zu bohren, aber es stellte sich ohnehin nicht die Frage. Er war auch zu unsichtbar, um vom Pfarrer nur eines Blickes gewürdigt zu werden. Der war aus der Stadt (die größer war als das Kaff hier, aber genauso eng die Gassen und die Häuser) zu seinen entlegenen Schäfchen geeilt an diesem Sonntag im Mai. Etwas anderes war er, der Sünder, auch noch, aber das Wort fiel heute nicht. Nicht einmal dafür war er gut genug, dass man ihm einen Hieb mitgab mit einem gezielten Wort. Ein Ausspucken. Dafür war es allen zu feierlich, irgendwo zwischen Ostern und Pfingsten, im Schatten der Linde. Und dann schluckte er den Leib doch noch hinunter. Die Lisbeth lächelte immer noch, aber nicht hin zu ihm, sondern so allgemein, als sei ihr das Lächeln vom lieben Gott aufgetragen worden und am Ende im Gesicht fest verlötet. Mit dreiundachtzig Jahren durfte man lächeln, sie hatte ja schon einiges überlebt und wusste vielleicht mehr vom Jenseits als die anderen, weil sie näher dran war. Wobei. So sicher war das ja nie.

Vor ein paar Monaten nämlich war es zu einem Unglück gekommen, und einen Jungbauern hatte der Allmächtige lang vor der Zeit zu sich gerufen. Der Junge, gerade einmal sechzehn, war dem Ruf seines Herrn allerdings nicht gleich gefolgt, nachdem ihn ein Stier im Stall gegen die Wand gedrückt und ihm die Luft abgeschnürt hatte. Ein paar Tage war er noch halb bei Bewusstsein gewesen, halb aber nicht mehr, ein paar Tage hing er noch am Leben, das tagein aus Arbeit bestanden hatte und tagaus ebenso, und in der Nacht war an nichts zu denken gewesen in diesem Leben als an ein paar Stunden Schlaf, und vielleicht

dachte er auch an das Mädchen, das mit ihm bei der Kirchweih getanzt hatte. Ob er mit dem eingedrückten Brustkorb noch an sie dachte? Ob da überhaupt noch Gedanken waren, als er keine Luft bekam, wer hätte sagen können, ob das Herz noch richtig schlug? Nach fünf Tagen gab es ein Einsehen, und er war erlöst. Er wäre eh zu nichts mehr zu gebrauchen gewesen, sagte man, es wurde hier nicht lange um das Offensichtliche herumgeredet. Der Tod hatte ja auch nichts Angsteinflößendes, die Dinge wurden eben von höherer Stelle geregelt. *Großer Gott, wir loben dich.* Die Lisbeth war ihrem Ende genauso nah wie alle anderen. Und weder sie noch irgendwer sonst beklagte sich darüber. Selbst die Mutter des Jungbauern zürnte nicht mit ihrem Gott, sie fraß nur alles in sich hinein, im wahrsten Sinne, eine ordentliche Fettschicht legte sie sich zu, gegen alles, was ihr etwas anhaben könnte.

Und der Junge auf dem Kirchhof, der die Nase nicht ins mütterliche Kleid stecken konnte, weil es keinen Rock zum Hineinstecken der Nase gab und überhaupt also keine Mutter, der schaute sich aufmerksam das sonntägliche Treiben an. Aber doch auch so verstohlen, dass man ihn nicht beim Schauen ertappte. Denn es sollte hier besser nicht einer auf den anderen schauen, neugierig oder misstrauisch oder auch beseelt. Keiner durfte für den anderen von Interesse sein, außer es ging um die Arbeit. Und der Junge kannte die Gesetze, die herrschten an einem Sonntag und wochentags auch, ohne dass man sie ihn gelehrt hätte. Er kannte sie einfach. So stand er da, verloren inmitten des feierlichen Herumstehens. Seine Leute scherten sich nicht um ihn. Sie waren von ihm abgerückt und er ein bisschen von ihnen. Sie woll-

ten ihm nicht zu nah sein, er wollte ihnen nicht zu nah sein. Es schadete nicht, miteinander wenig zu tun zu haben, das dachten sie. Sie riefen ihn, wenn er gebraucht wurde, wenn man etwas von ihm wollte. Ansonsten war er lästig. Er wusste wohl um sein Lästigsein. Man hatte es ihm nicht nur signalisiert, dezent, wie es vielleicht in feineren Kreisen der Fall gewesen wäre. Dass man die Augen niederschlägt, das Gesicht abwendet, die Hand sinken lässt. Darauf verstanden sich die Bauern nicht. Reden taten sie eigentlich auch nicht viel, aber Schimpfworte kannten sie doch ein paar, und einige davon trafen ihn, passten ja auch auf ihn. *Faulpelz* war eines der harmloseren, das man ihm auf den Kopf zusagte, wenn er es sich herausnahm, am Mittag in der Stube zu sitzen und über einer Hausaufgabe zu grübeln, öfter noch darüber zu verzweifeln. Was er da kritzele, wurde er dann angeraunt. Ob er nicht schon genug Zeit in der Schule verbringe, müsse er nun auch noch im Haus die Nase ins Heft stecken. Es gebe ja genug zu tun, draußen sei noch das und das liegengeblieben, er wolle ja schließlich auch zu Abend essen, und das Essen müsse eben verdient werden. So redete man gern mit ihm, wie mit einem Knecht. Noch nicht einmal neun war er, klein von Gestalt, nicht richtig gewachsen, jünger sah er aus in seinem Körper, aber das Gesicht, das hatte in manchen Momenten einen Ausdruck wie von einem zermürbten Mann. So würde er einmal ausschauen, als Alter. So würde er ausschauen, und wenn er sich in solchen Augenblicken im Vorübergehen, flüchtig und absichtslos, im Spiegel sah, der im Flur hing, dann erschrak er kurz, weil er seinen Vater im Spiegel erblickte, einen Alten, und er wusste noch nicht einmal, wie sein Vater aussah, aber sicher war: So in etwa dürfte er sein, verkniffen und verzerrt, mit einer Angst, die

aus den Augen herausschaute, oder war es Abscheu. Der nicht einmal Neunjährige hätte es nicht sagen können, und ich kann es auch nicht, obwohl mir die Worte nicht fehlen sollten, wie sie dem Jungen gefehlt haben.

Einmal war er zum kleinen Lebensmittelladen geschickt worden, einen Zettel hatte er in die Hand gedrückt bekommen, den er sich in die Tasche gestopft hatte, aber als er dann vor den Händler trat und in der Tasche kramte, war der Zettel verschwunden. Obwohl er wusste, was auf dem Zettel gestanden haben musste, denn es war ja immer das Gleiche, Überraschungen gab es nur selten, brachte er keinen Ton heraus. Er stand vor dem Händler, der mit seinem verschmierten Mantel, und erstarrte. Dann kam die Panik, und er lief davon. Hinter der nächsten Ecke blieb er stehen, und er versuchte seine Gedanken zu fassen, denn er wusste ja, was auf dem Zettel gestanden hatte, er musste es sich nur in Erinnerung rufen. Doch die Worte waren unter der Angst verschüttet. Selbst dort, allein an die Hauswand gelehnt, fiel ihm der Inhalt deszettels nicht ein. Die Bilder kamen wieder, denn er war oft schon zum Einholen von irgendwas, Konserven und Zigarren und was auch immer, losgeschickt worden. Er sah alles genau vor sich, die Formen und die Farben und die Mengen, aber die Worte waren verloren. Minuten vergingen, ohne dass etwas zu ihm zurückkam, was eigentlich da sein musste, aber namenlos geworden war. Er ging nach Hause ohne die Besorgungen, das Geld noch in der Tasche, schlich sich ins Haus, wurde aber sofort gestellt vom Onkel. Wo er herkomme, was er getrieben habe, warum er nicht getan, wie ihm geheißen. Und auch da brachte er kein Wort heraus. Die Schuld saß ihm so tief,

dass ein Schmerz unter der Haut entstand, als würde er innerlich brennen. Der Onkel brüllte nun auf ihn ein, aber das Gebrüll rauschte zum Glück über ihn hinweg, weil er ja so klein war und diesem Schwall ohnehin, wäre er ihm gewachsen gewesen, nichts entgegenzusetzen gehabt hätte. Ob er nicht endlich antworten wolle, wurde er dann vom Onkel gefragt, und er versuchte es. Ein, zwei Worte stolperten auch aus ihm heraus, ergaben aber keinen Sinn und taugten nicht als Entschuldigung für sein Versagen. *Nichts kann man dir anvertrauen, du Taugenichts, fressen, das schon, aber sonst kannst du nichts*, schrie der Onkel ihn nun an, und da fiel ihm das Geld ein, das er aus der Hosentasche kramte und dem Wütenden hinhielt, wie um Abbitte zu leisten. Bußgeld. *Gütiger Gott*. Dabei war es ja nicht seines, es war das ihm anvertraute gewesen, mit dem er das Abendessen hätte bezahlen müssen, wenn ihm der Zettel nicht und später die Worte abhandengekommen wären, die auf dem Zettel gestanden haben mussten. Jetzt, das kam ihm erstaunlich vor, wusste er sie wieder. Saure Gurken, ein Glas; Brot, einen großen Laib; Bier, vier Flaschen.

Vom Kirchplatz ging es zum Hof. Die ersten paar Meter schlenderten sie förmlich. Aber dann stellten sie fest, dass Eile geboten war, und beschleunigten ihre Schritte, denn auch am Tag des Herrn wurde keinem etwas geschenkt. Er trottete immer ein paar Schritte hinter den Seinen, den anderen her. Zuweilen drehte sich einer um und fragte, ob er denn beim Gehen einschlafen wolle. Wenn er aber aufschloss und Seite an Seite mit ihnen den Weg zurücklegte, dann beachteten sie ihn nicht oder schienen ihm sogar auszuweichen. Geredet wurde ohnehin kaum, mit ihm

Leseprobe aus:

Ulrich Rüdener

# Abseits

Roman

192 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 134 × 200 mm

© 2024 Berenberg Verlag GmbH, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption|Gestaltung: Antje Haack|[lichten.com](http://lichten.com)

Satz|Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Zimmermanns

Printed in Germany

ISBN 978-3-949203-94-7

Auch als E-Book:

eISBN 978-3-911327-00-8



BERENBERG